

**Friedrich Konrad Griepenkerl (1782–1849)**  
**Professor am Braunschweiger Collegium Carolinum**  
**und erster Direktor der Braunschweiger Singakademie**

Andreas Waczkat

Die frühneuzeitlichen Hochschulgründungen im Herzogtum Braunschweig-Lüneburg markierten deutliche Einschnitte in der deutschen Universitätsgeschichte. Am 15. Oktober 1576 gründete Herzog Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel in Helmstedt die Academia Julia, nach Marburg, Königsberg und Jena die vierte protestantische Universitätsgründung in Deutschland. Durch zahlreiche berühmte Persönlichkeiten verbreitete sich der Ruf der neuen Hochschule: Der italienische Philosoph Giordano Bruno hatte zeitweilig eine Professur in Helmstedt inne, der Theologe Johann Arndt hatte dort studiert, ebenso der Komponist und Musiktheoretiker Sethus Calvisius. 1625 war die Universität Helmstedt zur drittgrößten Universität des deutschen Sprachraums geworden. Erst durch die Errichtung weiterer Hochschulen in Norddeutschland, z.B. die Universität Kiel 1652, begann die Attraktivität Helmstedts nachzulassen. Im Jahre 1795 studierten nur noch 97 junge Männer in Helmstedt, und während der Zeit der französischen Besetzung wurde die Universität Helmstedt zum Ende des Wintersemesters 1809/1810 zugunsten der anderen welfischen Hochschule, der 1737 gegründeten Universität Göttingen aufgelöst.

Die Universität Braunschweig hingegen kann im deutschsprachigen Raum als erste Technische Universität gelten. Ihre Einrichtung im Jahr 1745 ging zurück auf eine Anregung des Braunschweiger Hofpredigers Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem, des späteren Abts des Klosters Riddagshausen bei Braunschweig. Gründer der Universität war Fürst Carl I.; das nach ihm benannte Collegium Carolinum sollte in erster Linie der Ausbildung von Landesbeamten dienen. Als Berufskolleg verfügte die Braunschweiger Universität über keine der klassischen Fakultäten Philosophie, Theologie, Jura oder Medizin, auch wurde ihr erst im Jahr 1900 das Promotionsrecht verliehen. Als Universität im engeren Sinn wird man sie daher anfangs gar nicht bezeichnen können; erst 1878 wurde sie zur Herzoglichen Technischen Hochschule Carolo-Wilhelmina umbenannt. Der Zugang setzte jedoch den vorangegangenen Besuch eines Gymnasiums voraus. Das Collegium Carolinum fungierte somit als höhere akademische Bildungseinrichtung, als Hochschule im modernen Sinn. Die akademischen Lehrer wurden als Professoren berufen.

Eine Wissenschaftlerkarriere jener Zeit mag die Bedeutung des Collegium Carolinum als Hochschule erhellen: Beispielshalber die des Mathematikers Johann Christian Martin Bartels. Bartels wurde am 12. August 1769 in Braunschweig geboren, besuchte dort das Gymnasium Catharineum und wurde hier bereits 1783, also als 14-Jähriger, Unterrichtsgehilfe des Lehrers Büttner. Nach dem Besuch des Catharineum bezog er im August 1788 im Alter von 19 Jahren für drei Jahre das Braunschweiger Collegium Carolinum, bevor er zum Wintersemester 1791/92 an die schon fast aufgegebene Universität Helmstedt, ein Jahr später an die Universität Göttingen wechselte. Hier studierte er Experimentalphysik, Astronomie, Meteorologie und Theorie der Erde u.a. bei Georg Christoph Lichtenberg, dem ersten deutschen Professor für Experimentalphysik. Nach kurzer Lehrtätigkeit in der Schweiz promovierte er 1803 in Jena im Fach Philosophie, der übliche Weg auch im Fach Mathematik. Der immerhin 15-jährige Weg der akademischen Bildung Bartels' nahm seinen Anfang am Collegium Carolinum und fand hier seinen vorläufigen Abschluss. Im Jahr 1807 erhielt Bartels einen Ruf an die kurz zuvor gegründete Universität Kasan auf einen Lehrstuhl für Mathematik, dem er 1808 folgte. Im Jahre 1821 schließlich wechselte er an die Kaiserliche Universität Dorpat, wo er ein Zentrum für Differentialgeometrie errichtete, das er bis zu seinem Tod 1836 betreute – eine lange akademische Karriere, die am Braunschweiger Collegium Carolinum ihren Anfang nahm und in Dorpat ihren Höhepunkt erlebte.

Trotz seines naturwissenschaftlichen Profils verfügte das Collegium Carolinum schon bei seiner Gründung über Lehrer für Literatur, schöne Wissenschaften und Philosophie. Diese Lehrer wurden als Hofmeister angestellt, ihnen wurden regelmäßig neben ihrem Amt am Collegium Carolinum weitere Aufgaben übertragen. Der erste dieser Hofmeister war der Schriftsteller und Übersetzer Johann Arnold Ebert (1723–1795), der ab 1748 englische Sprache am Collegium lehrte und gleichzeitig den Erbprinzen Carl Wilhelm Ferdinand darin unterrichtete. Im Jahr 1753 erhielt er eine ordentliche Professur, mit der die Aufgabe verbunden war, öffentliche Vorlesungen über Geschichte und Literatur zu halten. Eberts Kollege wurde 1770 der als Shakespeare-Übersetzer bekannte Johann Joachim Eschenburg (1743–1820), der 1773 zum außerordentlichen, 1777 schließlich ebenfalls zum ordentlichen Professor der schönen Literatur und Philosophie ernannt wurde. Seit 1782 war er auch der Bibliothekar des Collegiums. Mit Ebert und Eschenburg wurden Braunschweig und das Collegium Carolinum zu einem geistigen Zentrum, von dem aus zahlreiche Querverbindungen zu anderen Zentren und Universitäten bestanden. Eine gewaltsame Zäsur bedeutete allerdings im Jahr 1808 während der französischen Besatzungszeit die faktische Auflösung des Collegium durch die Umwandlung in eine Militärakademie. Erst 1814 wurde das Collegium wieder neu eröffnet.

Mit Friedrich Konrad Griepenkerl wurde 1821 nun der erste Professor an das Collegium Carolinum berufen, dessen professionelle Karriere die Musik einschließt. Griepenkerl wurde am 10. Dezember 1782 in Peine geboren, einer kleinen Stadt 25 km westlich von Braunschweig gelegen, die in musikalischem Zusammenhang freilich nur in einer einzigen Hinsicht interessant ist: Philipp Spitta, Liederdichter und Vater des gleichnamigen Bach-Biographen wirkte hier für sechs Jahre als Superintendent der St. Jakobi-Kirche. Ab 1796 besuchte Griepenkerl das Braunschweiger Gymnasium Catharineum. Von dort wandte er sich im Oktober 1805 nach Göttingen, wo er ein Theologiestudium aufnahm. In Göttingen machte er die Bekanntschaft von Johann Nikolaus Forkel, dem akademischen Musiklehrer der Universität, der seit 1772 private Vorlesungen über Harmonielehre hielt und 1787 ohne Examen zum Magister promoviert wurde. Forkels Göttinger Wirksamkeit war überaus beachtlich; man sieht in ihm nicht ganz zu Unrecht den Begründer der Musikwissenschaft als moderner, kulturwissenschaftlich und historisch eingebetteter Universitätsdisziplin. Griepenkerl studierte bei Forkel Musiktheorie und Orgel und übernahm auch dessen Einschätzung, dass die Werke Johann Sebastian Bachs und seiner Zeit Gipfelpunkt der musikalischen Entwicklung gewesen seien. Griepenkerl fand ab 1808 eine Beschäftigung am Fellenbergischen Institut in Hofwyl (Schweiz), einer Mischung aus Volks- und Gelehrtenschule, wo er deutsche Sprache und Literatur unterrichtete und das Musikleben des Instituts organisierte. 1816 kam Griepenkerl nach Braunschweig zurück und wurde zunächst Lehrer am Catharineum. 1821 wurde er auf eine außerordentliche Professur für Philosophie und schöne Wissenschaften an das Collegium Carolinum berufen und 1825 zum ordentlichen Professor ernannt. Damit war Griepenkerl zum Inhaber jener Stelle geworden, die zuvor von Eschenburg bekleidet worden war. Griepenkerl behielt die Professur bis zu seinem Tod im April 1849; seit 1839 wirkte neben ihm sein Sohn Wolfgang Robert (1810–1868) als Dozent, seit 1844 als außerordentlicher Professor für Kunstgeschichte.

Griepenkerl war also kein akademischer Musiklehrer. Dieses Amt gab es am Collegium Carolinum nicht, in erster Linie, da keine theologische Fakultät angegliedert war. Die Aufgaben akademischer Musiklehrer an Universitäten im protestantischen Raum bestanden im 19. Jahrhundert zumeist im Gesangsunterricht angehender Theologen und in der Liturgiekunde. Dennoch ist sein öffentliches musikalisches Wirken in Braunschweig eng an die Professur gebunden, da Griepenkerl über die öffentlichen Vorlesungen ein breites kunst- und musikinteressiertes Publikum erreichen konnte. Ein zeitgenössischer Bericht erwähnt ein zahlreiches und dankbares Auditorium, dem Griepenkerl mit schöner sonorer Stimme vorgelesen habe.

Bereits in den ersten Jahren seiner Lehrtätigkeit am Collegium gründete Griepenkerl einen privaten Musikzirkel, aus dem später die Braunschweiger Singakademie hervorgehen sollte; in dieser Hinsicht ist Griepenkerls Wirken mit dem akademischer Musiklehrer recht gut vergleichbar. Auch Forkel hatte in Göttingen einen privaten Gesangs- und Musizierkreis unterhalten. Die Verbindung von Professorenamt, öffentlicher Vorlesungstätigkeit und Engagement für die Musikpflege führte dazu, dass Griepenkerl als maßgebliche musikalische Autorität in Braunschweig angesehen wurde, als ein Professor für Musik, der er gar nicht war. Der in Braunschweig geborene Pianist, Komponist und Klavierlehrer Louis Köhler (1820–1886) gibt in seinen Erinnerungen eine farbige Darstellung Griepenkerls:

»Ein alter Professor war in der Stadt eine große musikalische Autorität; wie seine kolossale äußere Persönlichkeit fast elefantenhaft war, so war auch sein Gewicht in Musiksachen dementsprechend. [...] Derselbe besaß noch einen altertümlichen Flügel und pflegte als Klavierist ausschließlich seinen Sebastian Bach. [...] Damals stand es mit Bach [noch] ganz anders. Bach wurde nämlich damals öffentlich so gut wie nicht oder, besser gesagt, ganz und gar nicht gespielt, er war bloß ein Mythos, ein Name, der unheimliche Schauer verbreitete, der unergründlich war und blieb. Privatim wurde er gleichfalls nicht gespielt, höchstens nur von ein paar Leuten, von denen man sich die Sage zuraunte, sie verstünden nicht nur Generalbaß, sondern spielten auch Bach. Der Professor hatte eine Singakademie gestiftet, welche er selbst an einem gleichfalls altertümlichen Flügel leitete; weil seine Damen aber nicht fest genug waren, erbat er sich von meinem Präfekten einige seiner sichersten Chorjungen zur Mithilfe. Ich gehörte [...] dazu.«<sup>1</sup>

Erkennbar ist in Köhlers Erinnerungen also, wie wenig differenziert die Wahrnehmung Griepenkerls geschah. Die Stiftung der Singakademie geschah durch den Professor, dessen musikalische Autorität sich auf ein mindestens esoterisches, wenn nicht kabbalistischen Wissen um die Zusammenhänge von Generalbass und Bachscher Tastenmusik gründete. Dass Griepenkerls Professorenamt am Collegium Carolinum gar keine musikalischen Bezüge hatte, spielte offenbar in der Außenwahrnehmung keine Rolle. Köhler berichtet noch weiter von Griepenkerls musikalischer Arbeit in der Singakademie:

»Wie interessant, genuß- und lehrreich war mir diese Musikmacherei an der Singakademie! Ich sang in Mozarts Requiem, in Haydns Oratorium [gemeint sein wird *Die Schöpfung*], in Bachs sechzehnstimmiger Messe, in Händels Messias und vielen anderen großen Werken mit. [...] Ich erinnere mich [auch noch] lebhaft, daß eines Tages ein Herr von hochfeinem Anse-

---

<sup>1</sup> *Aus den Werdejahren der neudeutschen Musik. Louis Köhlers Erinnerungen und Schriften*, in Auswahl hrsg. von Erwin Kroll, Königsberg 1933, S. 35.

hen in Begleitung einiger dito Damen die Singakademie besuchte und sich sehr schmeichelhaft zum Professor über die Leitung derselben aussprach. Das war Spontini nebst Gemahlin.«<sup>2</sup>

In der Zusammenstellung der großen Oratorien ragt ein Werk über die Maßen ungewöhnlich heraus: »Bachs sechzehnstimmige Messe«. Gemeint ist die h-Moll-Messe (BWV 232), deren erste Aufführung nach Bachs Tod also unter Griepenkerls Leitung in Braunschweig stattfand. Leider bleiben bisher sämtliche Quellen stumm, wenn es um die Frage nach dem Zeitpunkt dieser Aufführung geht. Keine von Griepenkerls Aufführungen wurde jemals in der Braunschweiger Tagespresse erwähnt. Da Louis Köhler die Messe als Chorjunge im Sopran mitsang, wird er bei der Aufführung vielleicht nicht älter als 16 Jahre gewesen sein. Das heißt, Griepenkerl hätte die h-moll-Messe spätestens 1836 aufgeführt – das ist zeitlich nicht weit entfernt von Felix Mendelssohn Bartholdys epochaler Wiederaufführung der Bachschen Matthäus-Passion in Berlin 1829. Es ist nicht ausgeschlossen, dass Griepenkerl der Berliner Aufführung sogar zuvorgekommen war. Griepenkerl stützte sich für seine Aufführung nachweislich auf ein Manuskript, das nach dem Tod seines Sohnes 1867 versteigert wurde und in den Besitz des Braunschweiger Hofkapellmeisters Franz Abt (1819–1885) überging. Griepenkerl besaß eine erhebliche Menge Bachscher Kompositionen, sicherlich aus Forkels umfangreicher Sammlung, der sie seinerseits von Carl Philipp Emanuel Bach aus dem Familiennachlass übernommen hatte. Dass viele Bach-Quellen heute verstreut oder verloren sind, ist nicht zuletzt dieser Überlieferung geschuldet: Einige Quellen wurden bereits 1849 nach Griepenkerls Tod verkauft und fanden über die Berliner Buchhandlung Asher ihren Weg unter anderem in die Berliner Staatsbibliothek. Andere Quellen – vielleicht solche, die 1849 keine Käufer fanden – wurden nach dem Tod von Robert Griepenkerl versteigert. In vielen Fällen verliert sich danach jede Spur.

Griepenkerl wird die wertvollen Bach-Manuskripte von Forkel erst nach seiner Rückkehr aus der Schweiz, also nicht vor 1816 erhalten haben. Ob Forkel sie ihm noch kurz vor seinem Tod persönlich anvertraute, oder ob Griepenkerl sie aus dessen Nachlass ankaufte, lässt sich nicht mehr nachvollziehen. Griepenkerl plante aber offenbar schon seit längerer Zeit eine Ausgabe dieser Werke, ein Plan, den Forkel seinerseits vergeblich verfolgt hatte. Griepenkerl begann 1837 eine Ausgabe der Klavierwerke Bachs im Leipziger Verlag Peters. 1844 folgte die äußerst ambitionierte »kritisch-korrekte« Ausgabe der Orgelwerke, die Griepenkerl auf sieben Bände anlegte, jedoch nicht mehr abschließen konnte. Nach seinem Tod wurde die zwischen-

---

<sup>2</sup> Ebd., S. 37.

zeitlich auf neun Bände angewachsene Ausgabe von Ferdinand August Roitzsch (1805–1889) fertig gestellt. Der besondere Wert dieser Ausgabe lässt sich schon daran ermes sen, dass sie für rund ein Jahrhundert die einzige maßgebliche Ausgabe der Bachschen Orgelwerke blieb und bis heute Grundlage der »Urtext-Ausgabe« der Orgelwerke im Verlag Peters ist.

Griepenkerl verfasste auch ein *Lehrbuch der Ästhetik*, das 1827 im Druck erschien und sicher lich teilweise seine Lehrtätigkeit am Collegium Carolinum reflektiert. Der zweite Teil dieses Lehrbuchs behandelt die Musik als Gegenstand und weist sie dem formlosen Reich der Emp findungen zu; Griepenkerl stellt sich damit in die Nähe romantischer Musikanschauungen. Ohne besonderen Bezug zur Musik bleiben seine 1832 veröffentlichten *Briefe an einen jünge ren Freund über Philosophie und besonders über Herbart's Lehren*, auf die dennoch ab schließend kurz eingegangen sei. Griepenkerl hatte den Philosophen und Pädagogen Johann Friedrich Herbart während seines Studiums in Göttingen kennen gelernt; Herbart hatte sich hier 1802 unmittelbar nach seiner Promotion habilitiert und lehrte bis zu seiner Berufung nach Königsberg im Jahr 1809 als Privatdozent in Göttingen. Herbart gilt als Begründer der Päd aagogik als Universitätsdisziplin; auf ihn und seine Schüler ging eine umfassende Reform der Lehrerbildung und des Schulwesens im 19. Jahrhundert zurück. Der jüngere Freund als Ad ressat von Griepenkerls *Briefen über Herbart's Lehren* ist bekannt. Es handelt sich, wie die Widmung des Bandes eindeutig ausweist, um den 1812 in Schöppenstedt bei Braunschweig geborenen Ludwig Adolf Heinrich von Strümpell (1812–1899), der 1829/30 am Collegium Carolinum studierte. Inwieweit Strümpell von Griepenkerls Briefen beeinflusst wurde, ist nicht sicher; immerhin aber promovierte Strümpell 1833, also ein Jahr nach dem Erscheinen der *Briefe*, bei Herbart in Königsberg mit einer Arbeit *De methodo philosophica*. Nach einer Tätigkeit als Hauslehrer in Kurland habilitierte er sich 1843 an der Kaiserlichen Universität Dorpat. Er wurde hier Privatdozent, gründete ganz im Sinne Herbarts ein pädagogisches Se minar und wurde 1849 zum ordentlichen Professor ernannt, 1870 in Anerkennung seiner Ver dienste um die Förderung des baltischen deutschen Schulwesens sogar in den Adelsstand er hoben. In gewisser Weise hinterlässt also Friedrich Konrad Griepenkerl, Professor am Braun schweiger Collegium Carolinum und erster Direktor der Braunschweiger Singakademie auch an der Kaiserlichen Universität Dorpat einige Spuren. Dass es keine musikalischen sind, ist nur ein kleiner Schönheitsfehler.

## Quellen- und Literaturverzeichnis:

- Stadtarchiv Braunschweig, Sign. H VIII A: 1442: Konvolut von Materialien zu Leben und Wirken Griepenkerls.
- Friedrich Conrad Griepenkerl: *Lehrbuch der Ästhetik in zwei Theilen*, Braunschweig 1827.
- Friedrich Conrad Griepenkerl: *Briefe an einen jüngeren gelehrten Freund über Philosophie und besonders über Herbart's Lehren*, Braunschweig 1832.
- Hugo Semel: *Die Universität Dorpat 1802–1918. Skizzen zu ihrer Geschichte von Lehrern und ehemaligen Schülern*, Dorpat 1918, Repr. Hannover 1971.
- Heinrich Sievers, »Friedrich Konrad Griepenkerl und die neu aufgefundene Handschrift von Bachs h-Moll-Messe«, in: Bericht der Wissenschaftlichen Bach-Tagung, Leipzig 1950, S. 231–239.
- Mechtild Wiswe: *Friedrich Konrad Griepenkerl*, [Braunschweig] 1971.
- Hans Haase: *Die Universität Helmstedt 1576–1810*, Bremen und Wolfenbüttel 1976.
- Karl Heller: »Friedrich Konrad Griepenkerl: Aus unveröffentlichten Briefen des Bach-Sammlers und Editors«, in: *Bach-Jahrbuch* 64 (1978), S. 211–228.
- Helmuth Albrecht: *Das Collegium Carolinum und seine Studierenden: ein Beitrag zur Geschichte der Technischen Universität Braunschweig*, Braunschweig, 1982
- Helmuth Albrecht: *Catalogus professorum der Technischen Universität Carolo-Wilhelmina zu Braunschweig. Teil 1: Lehrkräfte am Collegium Carolinum 1745–1877*, Braunschweig 1986.
- Beate Nagel: *Zur Geschichte der Universitätsbibliothek der Technischen Universität Braunschweig 1748–1972*, Braunschweig 1988.
- Academia Julia*
- Ulrich Tadday: »Griepenkerl (Familie)«, in: *Die Musik in Geschichte und Gegenwart: Allgemeine Enzyklopädie der Musik*. Zweite, neubearbeitete Ausgabe, hrsg. von Ludwig Finscher, Bd. 8 (Personenteil), Kassel u.a. 2002, Sp. 23–25.
- Andreas Waczkat: »Friedrich Konrad Griepenkerl«, in: *Kirchenmusiklexikon*, hrsg. von Daniel Glowotz, Jürgen Heidrich und Günter Massenkeil, Laaber 2009 (in Vorb.).